



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Karl Alfred Loeser

REQUIEM
Roman

Herausgegeben und
mit einem Nachwort versehen
von Peter Graf

KLETT-COTTA

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten
Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH
unter Verwendung einer Abbildung von © Alamy
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von CPI Clausen & Bosse GmbH
ISBN 978-3-608-98684-6
E-Book: ISBN 978-3-608-12043-1

1. KAPITEL

Fritz Eberle setzte den Bogen ab; sein Körper verharrete für Augenblicke gebeugt über dem Instrument, während seine Augen weiterhin auf den Saiten des Cellos hafteten. Sekundenlang blieb es still im Saal, dann aber brach plötzlich und unerwartet der Beifall los. Man klatschte in die Hände, man rief »bravo«, erhob sich von den Stühlen, lärmte und tobte vor Begeisterung, und die Mutter, die rundliche Frau des Bäckermeisters Eberle, eilte stolz auf ihren Sohn zu, um ihn zu umarmen, um vor aller Augen den Künstler in die Arme zu schließen. Sogar Herr Arthur Eberle, der Direktor der Musikschule und Veranstalter dieser »ersten öffentlichen Schüleraufführung«, ließ sich herbei, seinem Neffen Fritz die Hand zu reichen und ihm jovial auf die Schulter zu klopfen: »Bravo, mein Junge«, sagte er mit sonorer Stimme, »mach' nur weiter so.« Worte, die der aufgeregten Mutter Tränen in die Augen trieben.

Es war unbestreitbar ein Erfolg, die beste Leistung des Abends; und der Beifall war wohl auch deshalb so reichlich und anhaltend, weil man den ganzen Abend wenig Grund gehabt hatte zu applaudieren, obwohl sich das Konzert schon über zwei Stunden hinschleppte. Nach einer endlosen Reihe von nichtssagenden, ermüdenden und minderwertigen Darbietungen wirkte der mittelmäßige Vortrag des jungen Eberle wie eine Erlösung, so, wie

einem durstigen Wanderer ein Tropfen Wasser die herrlichste Erfrischung scheinen mag.

Noch immer wollten die Zuhörer sich nicht beruhigen, und Direktor Eberle sah sich veranlasst, streng um sich zu blicken und energisch an seinem Schnurrbart zu zupfen. Denn es war offensichtlich, dass man nicht mehr an den soeben gehörten Vortrag dachte, sondern lärmte, um des Lärmens willen und aus Freude am Händerühren. Die beiden Herren, zum Beispiel, dort hinten in der Ecke, die Bravo rufend fortwährend mit den Bierseideln auf den Tisch stießen, waren ohne Zweifel dieselben, die eben erst bei dem Gesangsvortrag der einzigen Gesangsschülerin Eberles so unverschämt »lauter« gerufen hatten, was das arme Mädchen in schreckliche Verwirrung gestürzt hatte.

Währenddessen brachte man Fritz im Triumph an den Tisch, an dem sein Vater ihn erwartete. »Ganz nett«, sagte er ernst und glaubte, damit genug Lob gespendet zu haben. Der Bäckermeister war ein vierschrötiger, schwerfälliger Riese, vor dem der Sohn, schmal von Gestalt und engbrüstig, fast verschwand.

So war es mehr Furcht als Zuneigung, was Fritz gegenüber seinem Vater empfand, und das soeben geäußerte Lob, diese zwei eher Geringschätzigkeit als Anerkennung ausdrückenden Worte, verwirrten ihn mehr als der tosende Beifall. Ängstlich stand er vor dem Alten und blickte ihn aus wasserblauen Augen schüchtern an. Die Mutter und die Onkel, Tanten und Cousinen, die zugegen waren, zeigten sich keineswegs zufrieden mit dem Verhalten des Bäckermeisters. Es sei doch endlich an der Zeit, seine strenge Haltung aufzugeben, schal-

ten sie, nun, da aus seinem Sohn ein Künstler werden wolle.

Plötzlich verstummte der Lärm um sie herum, denn Arthur Eberle griff selbst zur Violine, und als glänzender Abschluss erklang die Lustspielouverture von Béla Kéler. Da leuchteten alle Augen, da atmeten alle auf! Fast schien es, als hätte Eberle die Schar der Stümper nur aufmarschieren lassen, um danach in umso hellerem Glanz erstrahlen zu können. Wie er mit dem Bogen über die Saiten strich, wie er die Finger setzte, den Kopf warf, dabei aber nicht vergaß, gewinnend ins Publikum zu lächeln, das war unvergleichlich. Die anwesenden Eltern waren begeistert, dass ein so flotter und gewandter Musiker ihre Kinder unterrichtete. Die zuvor zur Schau gestellten minderwertigen und unfertigen Leistungen schadeten seinem Ansehen nicht, vielmehr verstärkten sie den Eindruck, den er selbst hervorrief, und dieser brachte die guten Leute dahin, ihre Kinder zu ermahnen, es dem Lehrer fleißig nachzutun; denn unüberhörbar war ja, dass es nicht an ihm liegen konnte, wenn die Kinder keine Fortschritte machten, der Arthur Eberle stand etwas. Ein paar bravuröse Akkorde, die Eberle allerdings geschickt zu vereinfachen verstand, ein Absetzen des Bogens, der Violine, und das Konzert war beendet. Dieses Mal war der Beifall spontan, ohne Beimengung von Schabernack oder Böswilligkeit. Von allen Seiten drängten sich die Besucher um den Veranstalter, man beglückwünschte ihn zu der Idee, denn es sei doch immer ein Ansporn für die Schüler, auch wenn ihre Leistungen noch nicht ganz vortragsreif seien, sich einmal öffentlich produzieren zu können. Und Arthur Eberle nickte, lä-

chelte, stimmte zu oder lehnte ab, drückte herzlich die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, und war bei allem stets derselben Meinung wie seine Kunden.

Eberle war sehr geschäftstüchtig. Die Eltern seiner Schüler als Kunden zu bezeichnen, war dem Musiklehrer selbst eingefallen und erhellt seine ganze Einstellung. Er hatte die Musikschule erst vor wenigen Jahren gegründet und erzielte bereits beträchtliche Gewinne. Es war ja nicht schwer, ein derartiges Unternehmen zu eröffnen. Arthur Eberle hatte nichts weiter getan, als ein Klavier in sein gutes Zimmer zu stellen und die Aufschrift: »Conservatorium der Musik Arthur Eberle« kursiv auf Glas malen lassen. Als ehemaliger Militärmusiker genoss er allseitig größtes Ansehen. Und dies reichte aus, um seine gänzlich fehlende Musikalität wettzumachen. Eberle spielte Violine, wie ein Tischler zimmert, sauber und fleißig, aber ohne jedes innere Erleben. Dass er auch ein paar Melodien auf dem Klavier, der Klarinette und der Trompete spielen konnte, hatte ihn ermutigt, sein Geschäft auszudehnen. Mit der Zeit hatte er so eine beträchtliche Anzahl Schüler um sich geschart. Die lernten zwar nur wenig, bezahlten aber jeden Monatsersten pünktlich ihren Beitrag. Den Klavierunterricht hatte er seiner Frau übertragen. Und die Tochter eines niederen Beamten, eine kreuzbrave Seele, fand sich mit bewundernswertem Geschick in die nicht leichte Rolle einer Musiklehrerin. Zwar machte sie, wenn sie mit ihren kurzen, dicken Armen und den roten Händen, die so recht für die Hausarbeit geschaffen schienen, an dem Instrument saß, eine seltsame Figur, dennoch gelang es ihr, ihre Autorität zu wahren, und das, obwohl sie keine Ahnung

vom Klavierspielen hatte. Die Klavierklasse wuchs, denn die Schüler hatten es bequem bei Frau Eberle. Man brauchte nicht zu lernen, nicht aufzupassen, denn die gute Frau unterließ jeden Tadel, weil sie ständig fürchtete, sich zu blamieren. Sie beschränkte sich darauf, die Zeit im Auge zu behalten und den Jüngeren zuweilen einen Schlag auf die Finger zu versetzen.

Frau Eberle hatte zur Feier dieses außergewöhnlichen Ereignisses die ganze Familie zu einer Tasse Kaffee geladen, und allmählich füllte sich die gute Stube. Auch Arthur machte sich, nachdem er abgerechnet hatte, von Wilhelms Bierhallen, wo die Aufführung stattgefunden hatte, auf den Nachhauseweg. Er wurde begeistert begrüßt, was ihm sichtlich wohl tat, denn er strich behaglich über seinen Schnurrbart und blickte aus seinen kleinen, listigen Augen voll verhaltenen Stolzes auf seine rundliche Frau, die sich mit einem rettungslos altmodischen Hut und einem ererbten Pelzkragen gewaltig herausgeputzt hatte. Inzwischen war man so weit gekommen, Fritz für ein verkanntes Genie zu erklären, und wenn man bedenkt, dass er noch bis vor wenigen Stunden von allen kaum beachtet worden war, lässt sich ermessen, wie enorm der sommersprossige Junge seinen Erfolg empfand. Das Musikstudium verdankte er eigentlich nur einem Zufall, dem Umstand nämlich, dass sein Vater vor langen Jahren von einem falliten Geschäftsmann das Violoncello, das Fritz nun spielte, gepfändet hatte. Jahrelang hatte es halb vergessen und verstaubt herumgestanden, dann hatte der Junge es für sich entdeckt, und seine höchste Wonne war es gewesen, an den Saiten zu zupfen und auf die tiefen Töne zu lauschen, die von irgendwo-

her zu kommen schienen. Und sah dieser Zufall heute nicht fast wie eine Fügung der Vorsehung aus?

Bäckermeister Eberle, der bislang nur wenig gesprochen hatte, nahm nun das Wort: »Ich verstehe nicht, warum mein Sohn, wenn er nun schon ein Künstler ist, nicht auch etwas davon haben soll.« Man muss verstehen, dass Fritz in der Bäckerei seines Vaters half, sich dort aber ungeschickt anstellte. Der Alte hätte seinen Jungen liebend gern in einen anderen Betrieb gegeben, aber unter Fremden machte dieser einen beinahe blöden Eindruck. Auch ließ er sich von viel Jüngeren herumstoßen und zur Seite drängen. Fritz war ein denkfauler Mensch, einer, der wenig sprach, nicht, weil er zurückhaltend war, sondern weil er nichts zu sagen wusste. Er war froh, wenn er sich mit seinem Cello beschäftigen durfte, und fühlte sich seltsam geborgen, wenn er, wie als Kind, den Tönen lauschen konnte, die aus dem Bauch des Instrumentes aufstiegen. Ihm fehlte zwar jeder musikalische Ehrgeiz, doch wuchs dieser, zumindest in Gedanken, seitdem man ihn mit Beifall überschüttete, und er sah, dass auch andere Gefallen an seinem Spiel fanden. Als der Bäckermeister merkte, dass man ihm zuhörte, kam er in Eifer. Er habe schon lange bemerkt, dass sein Sohn etwas anderes sei als ein Bäcker. Nicht, dass er diesen Beruf, den er von seinem Vater übernommen, etwa gering achtete. Keineswegs, aber das stille Wesen des Jungen, die Neigung zum Träumen müsste doch allen aufgefallen sein.

Hier fiel ihm sein Bruder Arthur in die Rede: »Keiner kann das besser beurteilen als ich. Ich habe Fritz zu mir genommen, als er noch nichts konnte, an meiner Hand

hat er, sozusagen, die ersten Gehversuche gemacht, und ich weiß auch, was in ihm steckt. Aber ich verstehe beim besten Willen nicht, was du eigentlich meinst, wenn du sagst, er solle etwas davon haben.« Das sprach allen aus der Seele. Man war nach der langen Rede des Bäckermeisters noch eher geneigt, Fritz wirklich für einen Künstler zu halten, obwohl die ganze Familie früher nur über den Stupiden gelacht hatte. Was aber sollte er beginnen? Vater Eberle sagte es, mit sehr lauter Stimme mehrmals auf den Tisch schlagend: »Ist das so schwer zu begreifen? Musiker soll er werden; für einen anständigen Cellisten ist wohl immer Platz.« Arthur zog die Schultern hoch: »Soll er vielleicht im Café spielen? Tanzmusik machen?«

»Nein, das soll er nicht, erstens, weil es schlecht bezahlt wird, und zweitens, weil er dazu wohl nicht taugt. Ans Stadttheater! Ist er nicht einer der Ersten gewesen, die bei der Partei waren? Hat er nicht schon gekämpft, als es noch Landesverrat war, ein Patriot zu sein?« Die Verwandten sahen sich ein wenig überrascht an. So viel war nur bekannt, dass man Fritz in eine braune Uniform gesteckt hatte, weil er selbst Spaß daran fand und weil seine Altersgenossen ebenfalls darin herumliefen. Sonst aber wussten sie nicht mehr, als dass er hie und da ein paar Übungen mitgemacht hatte. Am meisten erstaunte sie aber, dass der Bäcker mit solchem Eifer von seinem Sohn sprach, ihn herausstrich und ihn lobte; war er doch sonst der Erste gewesen, der ihn belächelt und Witze über ihn gemacht hatte.

Sein Vaterstolz, den er zweiundzwanzig Jahre nur verhalten zeigen konnte, kam nun zum Durchbruch. Da hatte er einen Sohn gehabt und doch keinen. Einen Men-

schen, der wie ein Schatten dahinlebte, von dem man nicht reden, nicht erzählen konnte. Fragte jemand: »Was macht Ihr Junge?«, musste er still sein, die Achseln zu cken. Und was wussten andere von ihren Söhnen zu berichten! Nun schien er aber doch etwas zu können, etwas, was nicht jeder verstand. Hochrote Wangen hatte der Vater bekommen; so stand er, kampfbereit seinen Bruder anblickend. Arthur dagegen war unangenehm berührt, er fand seinen Bruder albern, und außerdem fühlte er sein Prestige schwinden. Gerade als er ihm ziemlich scharf entgegnen wollte, er solle sich so etwas nicht in den Kopf setzen, denn Fritz spiele zwar ganz anständig, aber daran sei nicht zu denken, fing er einen Blick des Jungen auf, der ihn mit scheuer, unterwürfiger Bewunderung ansah. Er blickte in die Runde, und alle Augenpaare sahen gleichsam zu ihm auf. Er sprach noch nicht, das dünkte ihm das Klügste. Stattdessen war erneut die Stimme des Bäckermeisters zu vernehmen: »Soweit mir bekannt ist, sitzen im städtischen Orchester noch immer Juden. Wozu? Wenn es genug Begabte unter uns gibt? Du hast gute Beziehungen, Arthur, bist Standartenführer, dir muss es doch ein Leichtes sein, den Fritz anzubringen.«

Das traf. Geschmeichelt blickte Arthur auf seine Frau, die ihn gehorsam anschmachtete. In letzter Zeit hatte er wenig Freude an seinem Führerposten gehabt, und sich deswegen nur selten in seiner Uniform blicken lassen. Dass er aber in der Familie noch die alte Achtung genoss, war ihm eine angenehme Überraschung. Er stand auf, ging ein paar Schritte, legte die Stirn nachdenklich in Falten. Ein Künstler unter seinen Schülern? Der Gedanke war nicht schlecht. So gut sein Musikgeschäft auch

ging, ein künstlerischer Erfolg war ihm bisher nicht vergönnt gewesen. Kinder kamen und gingen, lernten ein wenig auf der Violine kratzen, auf dem Klavier tasten, aber da war keiner, der es ernst nahm. Mit Fritz hatte er sich stets die größte Mühe gegeben, das war nicht zu bestreiten, obwohl er vom Cellospiel wenig Ahnung hatte. Wenn nun der Junge ans Stadttheater käme. Zum Teufel! Das wäre etwas, worauf man stolz sein könnte, und eine prächtige Reklame überdies. Vielleicht spielte er tatsächlich nicht so schlecht; wie er in Wilhelms Bierstuben die »Träumerei« von Schumann gebracht hatte, war so übel nicht gewesen. Nun ja, es war kein schweres Stück, aber es gut zu spielen, dazu gehörte so mancherlei.

Er gab keine Antwort, trat nur plötzlich auf Fritz zu und fragte, ihm die Hand auf die blassblonden Haare legend: »Na, wie wär's, hast du Lust?« Der Junge sah ihn ausdruckslos an. »Ja, Onkel«, sagte er, aber es beschlich ihn dabei ein Gefühl des Unbehagens, und die Angst vor neuen Aufgaben stieg in ihm auf. Arthur Eberle war zufrieden. Er fühlte sich zu Recht als Hauptperson, sprach wohlwollend, sich leutselig nach links und rechts wendend. »Ja, wenn so eine Sache nicht wenigstens einen ideellen Erfolg brächte, dann wüsste man schließlich überhaupt nicht, wozu der ganze Rummel.« Dann setzte er die Leute mit Einzelheiten, wie der Lustbarkeitssteuer, Saalmiete, verkauften und unverkauften Eintrittskarten, Programmkosten und so weiter, in Erstaunen.

Fritz sah und hörte alles nur wie aus weiter Ferne; er war noch immer wie im Taumel, und er wünschte im Stillen, dass dieser Abend, dieser vielleicht glücklichste Abend seines Lebens, nie enden möge.

2. KAPITEL

Die Tage schllichen in trägem Gleichmaß dahin. Fritz half weiter bei seinem Vater, und Arthur Eberle schien nicht mehr viel an die Geschichte zu denken. Wäre nicht Fritz eines Tages darauf zurückgekommen, hätte alles gut im Sande verlaufen können.

In dem stets geduckten, scheuen Burschen war eine merkbare Veränderung vor sich gegangen. Er trug den Kopf etwas höher, und er vermochte bereits, den Menschen in die Augen zu schauen. Dergestalt trat er vor seinen Onkel und begann, wieder davon zu sprechen. Der Musiklehrer und Standartenführer fühlte sich unbehaglich. So war das doch nicht gemeint gewesen. Du lieber Gott, an dem Abend hatte man schlecht etwas anderes sagen können, weil alle auf ihn eingeredet und ihn wie ein leibhaftiges Orakel angesehen hatten. Freilich, nach dem Konzert waren die Herzen und Gemüter erregt gewesen, aber dass der Junge nun daherkam und sich einbildete, man werde ihn nun im Ernst in das städtische Orchester setzen – anscheinend hielt er dies für die leichteste Sache von der Welt –, das war denn doch etwas zu viel. Wie er sich denn das vorstelle, fragte der Onkel betont gutmütig, ob er denke, dass sich das so im Handumdrehen bewerkstelligen ließe. »Gut Ding will Weile haben, mein Junge.« Fritz wollte wissen, ob der Onkel schon etwas in die Wege geleitet habe, doch noch während er sprach, fühlte

er, wie ihn Mut und Zuversicht langsam verließen. Wie, wenn der Onkel nicht Wort hielt? Wenn man ihn wieder nur zum Besten gehabt hätte? Nein, er wollte sich nicht mehr so zufriedengeben, nicht mit den ausweichenden und vertröstenden Antworten, die ihm stets so überreichlich von allen Seiten zuteilgeworden waren. Sein Ehrgeiz war erwacht, spät und krankhaft, und stachelte ihn an. Arthur Eberle legte jetzt beide Hände auf die Schultern des Jungen und sprach ihm ins Gewissen. »Der Weg eines Künstlers ist voller Dornen. Noch kein Meister ist vom Himmel gefallen. Arbeiten heißt es da, arbeiten und wieder arbeiten.« Und er hob bedeutsam seinen fleischigen Zeigefinger und forderte den Neffen auf, sich zuvor auf Herz und Nieren zu prüfen, ob er stark genug sei zu solch einem schwierigen Unternehmen.

Davon wollte Fritz nichts hören. Wozu sollte er noch viel arbeiten? Hatte er nicht einen rauschenden Erfolg errungen, war er nicht soeben erst mit Beifall überschüttet worden? Ah, der gute Onkel suchte nach Ausflüchten, sagte er sich, als er, nicht gerade hochgemut, davon ging. Auch gut, wenn der Herr Lehrer nicht Wort hielt, würde er eben selbst zusehen. Er selbst? Das »Ich«, vorher nur ein Wort wie tausend andere, begann, langsam Gestalt anzunehmen. Ich. Da war plötzlich Leben in der winzigen Silbe, sie schmeckte süß auf der Zunge. Aber was sollte er tun? Waren nicht alle Wege versperrt, alle Türen verschlossen? Die Tatsache, etwas zu können, der Wunsch, etwas zu leisten, genügten nicht; man würde die Menschen auf sich aufmerksam machen müssen, sie überzeugen ... Und werde »ich« dies ganz allein zuwege

bringen? fragte er sich. Er sprach zu diesem Ich wie zu einem Fremden, aber war es denn nicht auch fremd? Kannte er es denn vielleicht? Die wenigsten wissen etwas von diesem geheimnisvollen Wesen in der ersten Person. »Ah«, sagte er beim Weiterschreiten, »hätte man nur ein Ende des Fadens in der Hand, ich wollte das Knäuel schon abwickeln.«

Und wieder waren Tage vergangen, und noch immer hatte sich nichts ereignet. Seine Gedanken kreisten immer um denselben Punkt, es fraß und gärte in ihm, aber er wusste sich keinen Rat. Das Jahr war noch nicht alt, man schrieb den 15. Januar. Schnee lag auf den Straßen, hart gefroren, wie Glas glitzernd und schimmernd im Glanz der Wintersonne. Fritz Eberle war auf dem Weg nach Hause. Bei jedem Schritt, den er machte, knirschte es unter seinen Füßen.

Die Bergstraße, in der »Eberles Bäckerei und Konditorei« in einem breiten Schaufenster die herrlichsten Backwaren feilbot, führte in einem weiten Bogen zur Bismarckstraße. Die Bäume am Straßenrand, im Sommer ein Bild der Hoffnung und Freude, sahen traurig und gerupft aus. Ihre Äste, gewohnt, grüne Blätter zu tragen, bogen sich unter der Last des Schnees. Fritz ging schnell, in Gedanken versunken, aber kerzengerade, wie er es beim Felddienstunterricht gelernt hatte, sein Instrument, in eine Segeltuchhülle geschlagen, unter dem Arm.

Beinahe wäre er, als er die Tür zum Laden öffnete, mit einer Kundin zusammengestoßen, die eben im Begriff schien, auf die Straße zu treten. Es war eine kleine, zarte Frau. Unter einer dunklen Kappe, die eines ihrer Ohren verdeckte, quoll blondes Haar hervor; in ihrem blassen

Gesicht standen zwei dunkle, eigenartig schimmernde Augen. Erstaunt blickte sie auf Fritz, als dieser, eine Entschuldigung murmelnd, an ihr vorbeiwollte. Frau Eberle, die hinter dem Ladentisch stand und nicht ohne Stolz auf ihren Sohn blickte, fühlte sich veranlasst, ein paar erklärende Worte zu sagen. Als tüchtige, stets eifrige Geschäftsfrau, sah sie die Gelegenheit, die junge Dame im Pelzmantel, die sie noch nie zuvor erblickt hatte, als Kundin zu gewinnen, und war deshalb bemüht, die Bekanntschaft etwas intimer zu gestalten. »Mein Sohn«, sagte sie, halb erläuternd, halb vorstellend.

»Oh«, machte die junge Frau, und ein flüchtiges Rot huschte über ihre Wangen, »spielt Ihr Sohn Cello?« Fritz blieb stehen. Er wollte etwas erwidern, wollte sagen, dass er nicht nur so im landläufigen Sinne »Cello spiele«, sondern dass er studiere und dass es ihm Ernst damit sei. Die vornehme Dame führte vielleicht zu einem Ende des Fadens, konnte das nicht die Gelegenheit sein, ihn wirklich aufzunehmen? Aber er kam nicht dazu, zu sprechen. Ehe er seine Gedanken in Worte fassen konnte, gab seine Mutter schon ausführlich Antwort. Oh ja, ihr Sohn spiele Cello, er habe bereits mehrere Jahre Unterricht und mache beständig Fortschritte, und ob die gnädige Frau auch etwas davon verstünde. Cello sei doch ein so schönes Instrument; immer, wenn ihr Sohn spiele, und er spiele wirklich nicht schlecht, dann werde ihr so seltsam zu muten. Lächerlich, einfach lächerlich. Fritz packte der Zorn. Seine Mutter machte ihn zu einem Popanz.

Aber er konnte nicht eingreifen, konnte sich nicht verteidigen, dazu war er viel zu langsam. Schon immer hatte er das gespürt, aber nie so deutlich, so drückend und de-

mütigend wie jetzt. Ob in Gesprächen mit Älteren oder Jüngeren, in Unterhaltungen mit Freunden oder Fremden, immer ließ man ihn mit offenem Munde stehen, brachte ihn um seine Worte, schnitt ihm die Rede ab. Und so musste er auch hier mit ansehen und hören, wie die Mutter, redegewandter als er, ihn lächerlich machte.

Das Lächeln, das die junge Frau so schön kleidete, kehrte wieder, und sie richtete einen Blick auf den untätig Dastehenden. »Etwas verstehe ich schon davon«, sagte sie. Ihre Stimme war weich und doch bestimmt, dabei von so seltener Wärme, dass es fast körperlich wohltat, ihr zuzuhören. »Mein Mann, nämlich ... Vielleicht haben Sie den Namen Krakau schon einmal gehört?«

Freundlich den beiden zunickend, verließ sie den Laden; das Lächeln war noch in ihren Augen, als sie die zwei Stufen zur Straße hinabstieg und, sich nach rechts wendend, langsam auf dem Schnee dahinschritt.

3. KAPITEL

Krakau. Von nun an verfolgte ihn der Name. Er las ihn an den Anschlagsäulen, wo er, neben anderen, als Solist bei einem Konzert aufgeführt war, er las ihn in der Zeitung, in Kritiken und Bemerkungen, er fand ihn in großen Lettern auf den Plakaten des Stadttheaters. Im Gespräch der Eltern, oder wenn Fremde sich unterhielten, selbst wenn er mit Kameraden seines Sturmtrupps zusammentraf, konnte er sicher sein, dass Krakau irgendwann erwähnt wurde.

Und dieser Krakau war ein Jude. Jedes Mal, wenn der Name an sein Ohr schlug, regte es sich in ihm, war es, als zerre man an einer frischen Wunde. Was er über Krakau teils aus Zeitungen, teils aus Gesprächen und Gerüchten erfahren konnte, war ungefähr Folgendes: Erich Krakau war beinahe 36 Jahre alt, auch wenn viele ihn, durch sein jugendliches Aussehen irregeführt, erheblich jünger schätzten. Er war seit mehreren Jahren mit einer jüngeren Frau verheiratet, die, wie man sicher wusste, keine Jüdin war. Kinder hatten sie nicht. Vor zwei Jahren war er auf Betreiben des ersten Kapellmeisters Jung, der persönlich mit ihm befreundet war, an das Stadttheater berufen worden. Das Engagement hatte seinerzeit viel Staub aufgewirbelt. Mit Ausnahme der ganz rechts stehenden Blätter hatte die Presse die Intendantanz zu dieser Erwerbung beglückwünscht, denn der Name Krakau hatte Klang. Kra-

kau war über die Grenzen hinaus bekannt, er hatte in den Hauptstädten Europas konzertiert, und viele prophezeiten ihm eine leuchtende Zukunft. Da es gelungen war, ihn, einen Künstler von internationalem Ruf, für diese verhältnismäßig kleine westfälische Stadt zu verpflichten, wurde das Ereignis mit lautem Lokalpatriotismus gefeiert. Und fortan war kein Konzert, das in der Stadt etwas gelten wollte, ohne seine Mitwirkung zu denken. Er spielte auf den großen Bällen, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen und Matinées. Als im Jahr 1933 die Umstellung erfolgte, die Juden allenthalben ihrer Ämter enthoben wurden, nahm man freudig zur Kenntnis, dass Krakau Frontsoldat gewesen war, und beließ ihn gern auf seinem Posten.

Dieses Wissen war für Fritz nicht ermutigend, denn Erich Krakau war nicht nur der einzige jüdische Cellist, sondern gegenwärtig der einzige Jude im städtischen Orchester. Wie sollte er sich allein und ohne Hilfe durchsetzen?

Aber anstatt von seinem aussichtslosen Vorhaben abzusehen, verbiss er sich immer fester in den Gedanken. Es kam so weit, dass er nachts keine Ruhe mehr fand, sich auf seinem Lager hin- und herwarf und wachen Auges zu phantasieren begann.

4. KAPITEL

Samstagabends hatte der Sturmtrupp, zu dem Fritz gehörte, seine regelmäßige Zusammenkunft im Restaurant »Grüne Linde«, das weit draußen am Rande der Stadt lag. Fritz versäumte diese Abende niemals, nicht nur aus Pflichtbewusstsein, sondern weil sie seine einzige Freude waren. Er galt etwas vor sich und vor seinen Eltern, wenn er sich, mit der Uniform angetan, nach dem Abendbrot auf den Weg machte. Früher hatte der Vater geschimpft über die ewige Wirtshauslauferei, wie er es nannte. Er selbst war bei Weitem kein Abstinenzler, er wusste ein gutes Glas Bier zu schätzen, aber er war der Ansicht, dass sich das für einen grünen Jungen noch nicht gehöre. Allmählich aber gewöhnte er sich daran, denn er sah, dass die Uniform mancherlei Nützliches bringen konnte; er rückte auch immer ein paar Pfennige heraus, damit es nicht etwa hieße, sein Junge sei armer Leute Kind, und drückte ein Auge zu, wenn Fritz spät in der Nacht, nicht immer auf festen Füßen, heimkehrte. Der gute Fritz konnte zwar nicht viel vertragen, aber er trank dafür umso mehr, denn um keinen Preis wollte er hinter seinen Kameraden zurückstehen.

Als er an diesem Abend – er hatte sich etwas verspätet – in die hintere Stube des Wirtshauses trat, wurde er mit lautem Hallo begrüßt. Er war das nicht gewohnt, denn man pflegte sonst von seinem Erscheinen nicht viel

Notiz zu nehmen. Da er wenig sprach und sich nie irgendwie hervortat, fiel seine Anwesenheit gar nicht auf. Heute aber war man auf sein Fehlen aufmerksam geworden, denn einer der Kameraden war auf den Gedanken gekommen, dem semmelblonden Eberle einen Streich zu spielen, ganz harmlos nur, aber man versprach sich doch viel Spaß davon. Es war nicht zu übersehen, dass Fritz die Kellnerin, die sie bediente, mit allzu eifrigeren Augen betrachtete. Jetzt wollte man ihn, den man noch nie mit einem Mädchen gesehen hatte, glauben machen, dass Anna nach ihm gefragt und sich so benommen habe, als sei sie in ihn verliebt. Anna wurde in den Plan eingeweiht und war auch gern bereit mitzutun. Sie führte einen lockeren Lebenswandel, hatte alle paar Wochen einen anderen Freund, manchmal auch mehrere zugleich, je nachdem, wie es sich traf.

Anna sollte es dahin bringen, mit dem jungen Eberle in dem angrenzenden Zimmer allein zu bleiben und zu versuchen, ihn zu Zärtlichkeiten hinzureißen. Dann wollte man plötzlich die Tür aufreißen und seinen Spaß haben. Ein harmloses Vergnügen, dem Milieu dieser jungen Leute angemessen. Nun ging die Vermutung, dass die Kellnerin Anna den Fritz Eberle nicht kalt lassen würde, gar nicht so fehl. Der blasse Junge, der Mädels gegenüber noch schüchterner war als sonst, fühlte sich durch Annas Gegenwart stets eigenartig erregt. Zwar war er sich dessen nicht bewusst, aber wenn das Mädchen in der Nähe war, wurde er um ein Grad lebhafter und seine Augen bekamen zuweilen einen schwachen Glanz. Sie trug Röcke, die nur bis zum Knie reichten, obwohl das nicht mehr in Mode war, aber sie wusste, was sie tat. In

ihre Beine waren alle Männer verliebt, sollte sie sie verbüllen? Und wenn sie dahinschritt, sich ganz leicht in den vollen Hüften wiegend, brachte sie das Blut der Burschen vollends in Wallung.

Endlich war Fritz erschienen und sogleich von den Kameraden lärmend in Empfang genommen worden. Ihn schwindelte, er war außerstande, auf die Fragen und Reden zu antworten, die ihm von allen Seiten zuflogen. Wie er der Anna das nur antun könne, wie betrübt und niedergeschlagen sie gewesen sei, dass er sie so habe warten lassen. »Aber die Anna?«, stotterte Fritz, »was für eine Anna?« »Wie er sich verstellt«, johlten die Kameraden, »seht nur den Duckmäuser.« Und man fügte hinzu, er solle nur die Freunde nicht für dumm halten, man habe recht wohl bemerkt, dass sie beide ein Gespusi hätten. Sie lachten und schlügen ihm auf die Schulter, es prasselte auf ihn nieder wie Gewitterregen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, seine Wangen färbten sich, aber noch immer vermochte er nichts zu sagen. Widerstandslos ließ er sich, unter dem Jubel der Gefährten, auf seinen Platz bringen. Sie schrien, trampelten, johlten: »Anna. Anna.«

Und sie kam. Sie trug ein Glas Bier in der Hand und ein verschämtes Lächeln im Gesicht. Die Wangen waren etwas gerötet, die prallen Brüste unter der dünnen Bluse mehr gezeigt als verborgen. Sie sah ihn an, als hätten sie beide ein süßes Geheimnis zu bewahren. Fritz, hochrot im Gesicht und kaum noch Herr über sich, riss ihr das Glas aus der Hand und leerte es mit einem Zug. Lauter Beifall belohnte seine männliche Tat. Kaum hatte er sich aber umgedreht, stand schon wieder ein gefülltes Maß vor ihm. »Heda, Fritz«, rief einer, »auf die Weiber.« Und

Fritz hörte sich rufen: »Auf die Weiber.« Er hob sein Glas und tat ihnen allen Bescheid. Wie im Traum war alles, was ihm geschah. War er das, der da mit den andern um die Wette schrie und soff, der ein Glas ums andere leer trank, der mit der Faust auf den Tisch hieb und »Herrgottssakra« brüllte, gerade so, wie der lange Noltens, der der Stärkste von allen war. War das noch Fritz Eberle, der scheue, schüchterne?

Als er sich erhob, stand Anna plötzlich vor ihm, ganz dicht, sodass er ihren Atem spüren konnte. Ein erregender Geruch ging von ihr aus, ein Geruch, der ihn taumeln machte. Er wollte etwas sagen, aber sie legte den Finger auf den Mund und nahm verstohlen seine Hand. »Komm«, flüsterte sie leise an seinem Ohr und zog ihn mit sich fort in das angrenzende Zimmer. –

Andern Tags, als er mit schwerem Kopf erwachte und sich Schritt für Schritt erinnerte, stieg ihm, wegen dieses Erlebnisses, das so herrlich begonnen und so schmählich geendet hatte, das Blut zu Kopf. Dort, in dem reservierten Zimmer, hatte ein grünes Sofa gestanden, ein altes, wackliges Ding, das ganz entsetzlich quietschte und krachte; aber sie hatte ihn da geküsst. Oh, es war ihm wie Feuer durch die Adern geflossen. Und er, was hatte er noch getan? Er hatte sie wohl wiedergeküsst, und die Wahrheit war, dass er gar nicht genug bekommen konnte. Und er hatte weit mehr getan, ihr ins Ohr geflüstert, dass er sie liebe, mehr als alles in der Welt, dass er sie haben möge und dass sie nun nimmermehr auseinandergehen möchten. Aber dann, als er immer kühner wurde und sie ihn stets noch ermunterte, waren die Kameraden herein gestürzt. Es schien, dass sie schon die ganze Zeit an der

Tür gelauscht und jedes Wort gehört hatten. Die guten Freunde hatten Spaß gehabt, Gott im Himmel, er hatte sie noch nie so amüsiert gesehen, wie gestern Abend, als sie auf seine Rechnung lachten. Aber was tat Anna, das Mädchen? Wurde sie rot vor Scham, so wie er? Versteckte sie sich, suchte sie ihren Schreck, ihre Überraschung zu verbergen? Oh nein, sie lachte mit, als sei die ganze Sache verabredet gewesen. Eine Schamlose war sie, nichts weiter. Sie war aufgesprungen, hatte ohne Verlegenheit ihre Röcke in Ordnung gebracht und ihm scherhaft mit dem Finger gedroht: »Fritzchen, Fritzchen.« Um dann zu den Kameraden zu sagen: »Er liebt mich, Kinder, ach, und nächstens heiraten wir.«

Mit einem Satz war Fritz aus dem Bett. Die Erinnerung war zu peinlich. Er hörte den schweren Schritt seines Vaters und erschrak. Was würde der Alte sagen? Es war fast zehn Uhr, und er war noch nicht angekleidet. Aber wider alle Befürchtung war Vater Eberle nicht aufgebracht. »Nun, haben der Herr Sohn einen gehörigen Affen heimgebracht?« Gottlob, er scherzte, dann war er guter Stimmung. Er erwiderte, dass es allerdings etwas hoch hergegangen sei und dass man ihn nicht habe fortgehen lassen, bevor ... »Nun ja«, unterbrach ihn der Vater, »bevor du deinen Schwips weghattest. Na, du beginnst nun langsam ein Mann zu werden.« Der Alte schlug ein dröhndes Lachen an und wandte sich zum Gehen. »Ach ja«, drehte er sich noch einmal um, »da hat jemand ein Briefchen für dich abgegeben.« »Für mich? Einen Brief?« »Ja, ja, tu nicht so überrascht. Er wird doch nicht von einem Mädel sein?« Er sah, wie Fritz über und über rot wurde, und brach in neues Gelächter

aus. »Junge, Junge, ich sage es ja, du fängst an, in die langen Hosen hineinzuwachsen.«

Der Brief war, wie sich herausstellte, von dem Schenk-mädchen Anna, die Fritz in nicht ganz fehlerfreiem Deutsch aufforderte, sich mit ihr diesen Nachmittag um vier Uhr am Stadtwall zu treffen. Sie sprach zum Schluss die Hoffnung aus, dass er sich von dem gestrigen Schreck erholt habe, und schloss mit den Worten: »auf baldiges Wiedersehen, Deine Anna«. Fluchend warf Fritz das Stück Papier auf den Boden. Wollte sie den Scherz noch weitertreiben? War es nicht genug, dass man ihn gestern derart verhöhnt hatte, dass allein die Erinnerung daran ihm die Schamröte ins Gesicht trieb? *Deine Anna*. Welch ein unerhörter Spott. Und wie sie ihn gestern angesehen und sich aufs Sofa geworfen hatte. Er sah wieder vor sich, wie er nach dem Spaß nach Hause gegangen war, allein, durch die dunklen Straßen. Wind hatte geweht, schneidend kalter Wind, der den pulvriegen Schnee vom Boden aufgewirbelt und ihm ins Gesicht geblasen hatte. Oh, diesen Heimweg würde er niemals vergessen.

Und nun, um allem die Krone aufzusetzen, dieser Brief. Dachten sie vielleicht, dass er sich noch einmal zum Besten haben ließe? Plötzlich setzte er sich hin und vergrub seinen schmerzenden Kopf in den Händen. Grenzenloses Mitleid mit sich selbst überkam ihn. Alle fielen sie über ihn her. Vom Vater angefangen bis zu seinen Kameraden. Da war niemand, der es gut mit ihm meinte. Und als er dachte, dass ein Mädchen ihn vielleicht leiden könne, eine einzige Seele auf der ganzen, weiten Welt, da hatte sie ihn verhöhnt. Er schluchzte laut auf. Er vergaß ganz, dass er ein Mann war, ein erwachse-

ner Mann. Zu groß war die Demütigung, und auch der Alkohol tat seine Wirkung: Er weinte.

Sein Körper wurde von dem Schluchzen, das er krampfhaft zurückzuhalten versuchte, hin- und hergeworfen. Nichts war er, gar nichts, verachtet und herumgestoßen. Aber da kam ihm plötzlich sein Instrument in den Sinn, und seine Tränen versiegten. Er hob den Kopf. War er wirklich so ein Nichts? Leistete er in Wahrheit so wenig? Nein, bei seinem Konzert hatte es sogar der Vater anerkannt, der Vater und alle Verwandten. Er erhob sich und schien die Kopfschmerzen vergessen zu haben. »Ich werde es euch zeigen. Ich werde es euch allen zeigen«, sagte er mehrmals halblaut, mit zusammengebissenen Zähnen vor sich hin. Ein Gefühl, das bislang in ihm geschlummert hatte, erwachte nun mächtig in seiner Brust. Und als er sich aufrichtete, trat ein flackernder Glanz in seine Augen. Er begann zu hassen.